

## **Verbundkatalog Kalliope**

**In: Das Neue Tage-Buch. Jg. 6, Nr. 24, 1938, S. 567, 568**

Oedön von Horvath +.

**Mann, Klaus**

**1938**

---

### **Nutzungsbedingungen**

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber\*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: [monacensia.literaturarchiv@muenchen.de](mailto:monacensia.literaturarchiv@muenchen.de)

### **Terms of use**

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: [monacensia.literaturarchiv@muenchen.de](mailto:monacensia.literaturarchiv@muenchen.de)

schlechterten natürlichen Konjunkturablauf entsprächen. Solch nachträgliche Behauptungen über das, was gewesen wäre, wenn... sind leicht aufgestellt und weder beweisbar noch widerlegbar. Aber sicher scheint zu sein, dass man die Möglichkeiten solcher Staats-Eingriffe nicht mehr überschätzen darf. Sie mögen geeignet sein, zu „zünden“, — d. h. einer psychologisch vorbereiteten Wirtschaft den einmaligen *Impuls* zum Konjunkturaufschwung zu geben. Aber innerhalb einer Wirtschaft, die erstens das Prinzip noch aufrechterhalten will, dass der Staat über die Kapitalien

nicht schrankenlos verfügen kann, die zweitens die wirtschaftliche Betätigung des einzelnen nicht unter den Staatszwang stellen will und die drittens nicht gewillt ist, die Vorteile arbeitssparender Methoden durch den dauernden Uebergang zu weit arbeitsfressenderen Produktionen zu vernichten, — innerhalb einer solchen Wirtschaft scheint es jedenfalls als unmöglich erwiesen, dass die Staats-Intervention als Dauer-Motor funktioniert. Gerade der Vergleich der amerikanischen mit der deutschen „*expérience*“ führt zu diesem etwas melancholischen Schluss.

## Oedön von Horvath †

Von Klaus Mann

Die Nachricht, dass Oedön von Horvath in Paris von einem Baum erschlagen worden ist, klang zunächst so finster krass, absurd und unwahrscheinlich, dass es schwer fiel, sie für wahr zu halten. Seit wann stürzen die Bäume auf den Champs-Élysées und zerschmettern vorüberschlendernden Dichtern das Haupt? Sind wir denn schon mitten drin im Weltuntergang? Suchen sich die Gewitterstürme dieses gefahrenschwangeren Sommers ihre Opfer mit diabolischer Sicherheit unter unseren Besten? — Denn Oedön von Horvath ist einer unserer Besten gewesen.

Er war ein Dichter, nur wenige verdienen diesen Ehrennamen. Die Atmosphäre echter Poesie war in jedem Satz, den er geschrieben hat, und sie war auch um seine Person, war in seinem Blick, seiner Rede. Er hatte eine merkwürdig langsame, etwas träge, zugleich schläfrige und eindringliche Art des Sprechens. Mit einem Lächeln, das kindlich aber nicht ganz ohne Grausamkeit war, liebte er es, wunderliche und schreckliche Geschichten vorzutragen — Geschichten, in denen seltsame Krüppel oder groteske Unglücksfälle, komische, ausgefallene, fürchterliche Begebenheiten ihre Rolle spielten. Er sah aus, wie ein gemütlicher Mann, der gern isst und trinkt und mit Freunden plaudert. Er ass und trank auch gern, und er plauderte gern mit Freunden. Freilich waren seine Plaudereien von solcher Art, dass es den Freunden zuweilen eiskalt den Rücken hinunter lief. Er war verliebt ins Unheimliche; aber durchaus nicht spielerischer, ästhetizistischer, literarischer Weise; vielmehr war das Unheimliche, war das Dämonische in ihm, als ein Element seines Wesens. In seiner poetischen Produktion wie in seiner Natur trafen sich zärtliche und naive, lyrisch heitere Stimmungen aufs reizvollste und originellste mit den finsternen, den dämonischen Zügen.

Er hatte eine charakteristische, unvergessliche Manier, über all die grauenvollen Dinge, die in seinen Anekdoten vorkamen, kindlich amüsiert, dabel etwas drohend zu lachen. Dieses Lachen schien auszudrücken:

Es ist ja unterhaltend und seltsam und recht interessant, dass die Welt so schauerlich, so bunt verderbt, so reich an Absurdität und Grauen ist. Aber, andererseits, sollten wir doch wohl unser Teil dafür tun, dass sie ein bisschen besser und vernünftiger, etwas weniger tragikomisch werde.

Denn der Dichter war auch Moralist. Er war es nicht so sehr infolge von sozialen oder ökonomischen Ueberlegungen und Erkenntnissen; eher aus einer religiösen Veranlagung heraus. Da er an Gott glaubte, und sich innig viel mit Gott beschäftigte, war es ihm nicht möglich, das Böse und Hässliche wie ein krasses Schauspiel nur zu genießen. Er hasste es auch, und schliesslich kam er sogar dazu, es zu bekämpfen — mit den Mitteln, die ihm gegeben waren: mit den dichterischen Mitteln.

Wäre er nicht im Grunde doch ein Moralist gewesen, er hätte sich ja sehr wohl mit Nazi-Deutschland abfinden können, wo man gegen den ungarischen „*Arier*“ wohl nicht viel einzuwenden gehabt hätte, und wo seine Vorliebe für das schaurig Groteske üppig auf ihre Kosten gekommen wäre. Indessen trennte er sich unbedingt vom Dritten Reich: zunächst wohl einfach aus Gründen des guten Geschmacks — um seiner Würde als Schriftsteller willen; dann aber auch aus einem Anstand, der mehr als nur Anständigkeit, nämlich Moral im ernstesten, tiefsten Sinn des Wortes war. Er erschauerte vor dem Bösen, das im Dritten Reich täglich schamlos-nackt triumphiert. Der Roman, den er im Exil veröffentlicht hat, „*Jugend ohne Gott*“, ist von der ersten bis zur letzten Zeile atemberaubend erfüllt von diesem Schauer und von diesem Grauen.

Die gottlose Jugend, die der tragische Kollektiv-Held des Buches ist, hat keine Ideale, keinen Glauben mehr, — ein materialistisches Zeitalter hat ihr den Glauben genommen; der Faschismus hat ihr für die verlorene Religiosität keinen Ersatz gegeben, sondern nur die Gewaltanbetung und die Brutalität als

Prinzip. Die Jugend ohne Gott ist sowohl traurig als auch böse; sie ist grausam und melancholisch. Die trostlose und gefährliche Jugend, die Horvath meint und beschreibt, ist die Jugend des Dritten Reiches. Aber das Politische selber kommt in dieser Erzählung — die durchaus Poesie und durchaus *nicht* Reportage ist — nur indirekt vor. Die politische Tendenz des Buches ist nur zwischen den Zeilen zu lesen: dort allerdings deutlich genug. Der sehr einfache, persönlich geprägte, suggestive Stil hat Elemente des Märchenhaften, Legendären. Auch die erregende Kriminalgeschichte, welche die äussere Handlung beherrscht, — die Mordtat eines Knaben, und alle Verwicklungen, die sich aus ihr ergeben, — hat, bei aller Plastik und Exaktheit der Darstellung etwas Gespenstisches, Traumhaftes. Das tiefe Grauen, das Horvath im Leser zu erzeugen weiss, ist dem verwandt, das manche Erzählungen deutscher Romantiker, etwa von E. T. A. Hoffmann oder Tieck, für immer in uns zurücklassen. Die Wirkung der zeitkritischen, ja, politisch-polemischen Tendenzen, die Horvaths Prosa-Dichtung enthält, wird durch diese intensive Lyrik des Vortrages nicht abgeschwächt, sondern bedeutend erhöht.

Mit diesem Roman, dessen internationaler Erfolg bedeutend ist, hatte Horvath sich ganz neue Möglichkeiten eröffnet. Zuerst war er als Dramatiker berühmt gewesen: ein Theaterstück, die „Geschichten aus dem Wienerwald“, hatte ihm den Kleist-Preis eingebracht. Nun hatte er eine neue Form gefunden: die Form des lyrisch abgekürzten, dramatisch gespannten, indirekt zeitkritischen Romans. Auf dieser Linie wollte

er weiterarbeiten. Ein neues Buch liegt abgeschlossen vor und wird bald erscheinen. Anderes war geplant. Da stürzt ihm ein Stück Holz ins Genick wie ein Henkerbeil...

Und nun die Klage der Freunde: Warum so früh? Warum gerade er? Was hätte er noch alles machen können! Wie bitter wird er uns fehlen! Wir stimmen ein die Klage. Doch mischt sich in unsre Trauer auch noch ein andres Gefühl — ein Gefühl, das oft sehr mächtig in uns ist, wenn Menschen und besonders wenn Dichter „ihren eigenen Tod“ sterben. („Oh Herr, gib jedem seinen eignen Tod!“, betete Rilke.) Der Tod von Dichtern vollzieht sich häufig auf eine Art, die unheimlich genau zum Stil ihrer Werke passt: sie müssen schliesslich erleben oder sterbend erleiden, was sie erst nur geträumt. Unbarmherzig erfüllt sich an ihnen ein Schicksal, das sie, diese spielerischen Götter, bis dahin nur über ihre erfundenen Geschöpfe verhängt hatten. — Spürt man es nicht? Der stürzende Baum auf den Champs-Élysées, der den vorüber-schlendernden Dichter zerschmettert, könnte ein Einfall von Oedön von Horvath sein...

„Voici le temps des assassins!“, rief seherisch Arthur Rimbaud: er konnte kaum die relativ friedlichen Jahre des ausgehenden XIX. Jahrhunderts meinen; er wusste die Greuel unserer Epoche voraus. Sie scheint furchtbar gefährlich für die höher entwickelten Menschen, diese Epoche. Wen die Henker in den Kerkern und Lagern verschonen, den tötet der Sturm: ein unschuldiger Baum auf der schönsten Strasse der Welt wird zum Mörder.

## Der Vater aller Dinge

Von Oedön von Horvath

Dies ist das Anfangskapitel des Romans „Ein Kind unsrer Zeit“, den Horvath als letzten vollenden konnte. Er steht gerade vor dem Erscheinen bei Allert de Lange, Amsterdam. Der so tragisch und sinnlos ums Leben gekommene deutsch-ungarische Dichter konnte noch die Druckfahnen sehen.

Ich bin Soldat.

Und ich bin gerne Soldat.

Wenn morgens der Reif auf den Wiesen liegt, oder wenn abends die Nebel aus den Wäldern kommen, wenn das Korn wogt und die Sense blitzt, obs regnet, schneit, ob die Sonne lacht, Tag und Nacht — immer wieder freut es mich, in Reih und Glied zu stehen.

Jetzt hat mein Dasein plötzlich wieder Sinn! Ich war ja schon ganz verzweifelt, was ich mit meinem jungen Leben beginnen sollte. Die Welt war so aussichtslos geworden und die Zukunft so tot. Ich hatte sie schon begraben.

Aber jetzt hab ich sie wieder, meine Zukunft, und lasse sie nimmer los, auferstanden aus der Gruft!

Es ist noch kaum ein halbes Jahr her, da stand sie bei meiner Musterung neben dem Oberstabsarzt. „Tauglich!“, sagte der Oberstabsarzt, und die Zukunft klopfte mir auf die Schulter. Ich spüre noch heut.

Und drei Monat später erschien ein Stern auf meinem leeren Kragen, ein silberner Stern. Denn ich hatte hintereinander ins Schwarze getroffen, der beste Schütz der Kompagnie. Ich wurde Gefreiter und das will schon etwas heissen.

Besonders in meinem Alter.

Denn ich bin fast unser Jüngster.

Aber eigentlich sieht das nur so aus.

Denn eigentlich bin ich viel älter, besonders innerlich. Und daran ist nur eines schuld, nämlich die jahrelange Arbeitslosigkeit.

Als ich die Schule verliess, wurde ich arbeitslos.

Buchdrucker wollte ich werden, denn ich liebte die grossen Maschinen, die die Zeitungen drucken, das Morgen-, Mittag- und Abendblatt.

Aber es war nichts zu machen.

Alles umsonst!